Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 26

Artikel: Wenn die Linden blühen

Autor: Roszella, Leo

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644247

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der, die der Luzernerin, Solothurnerin, Thurgauerin oder die der Bernerin, das hatte kein Schiedsgericht entscheiden können. Jede hat ihre charakteristischen Merkmale und ist genau der Eigenart der Trägerinnen angepaßt. Am Sonntagabend sprach noch Abbé Bovet (Freiburg) über den Geist des Volksliedes und seine Ausführungen wurden durch prächtige Vorführungen ergänzt.

Der nächste Tagungsort der Trachtenleute, die bereits ihr 10jähriges Bestehen feiern, dürfte Luzern werden. eo.

Wenn die Linden blühen.

Vom heiligen Baum und seinem wundertätigen Tee.

Juni, Juli, Brachet und Heumond, über beiden liegt wie zarter Goldstaub der Duft der blühenden Linde, des bescheidensten aller Bäume, des Veilchens unter den Bäumen. Ein Duft, wie er zärtlicher, verschämter und doch wieder leidenschaftlicher kaum noch unsere Sinne den ganzen Sommer hindurch umgaukelt. Ein süßer Zauber legt sich mit diesem Duft auf unsere Seele, in deren verstecktesten Winkeln noch immer irgendwo der kalte Winter grollend nistet. Erst im Banne dieser märchenhaften Bäume erschließt sich uns das Mysterium des Sommers. Denn die Blüten dieses heiligen Baumes singen den Hymnus auf seine uns zwar berauschende, aber selten voll zu Bewußtsein kommende Pracht und Herrlichkeit. Erst ein Sommerabend auf der Bank unter der blühenden Linde läßt uns teilhaben an dem größten Geheimnis dieser kurzen Jahreszeit, die zu schnell kommt und wieder entschwindet, als daß wir sie von Frühling und Herbst voll, würdig und gerecht scheiden und bewerten lernten.

Erst wenn unsere Seele auf den Duftwogen der Linde träumerisch und versonnen schaukelt, beginnen wir zu begreifen, warum es gerade dieser Baum unseren Altvordern angetan hatte, weshalb sie gerade ihn unter allen anderen auszeichneten und Frau Holle, der Göttermutter, und Freyja, der Liebesgöttin, weihten. Sie, die der Natur weit näher standen und die Sprache ihrer Kinder weit besser begriffen, als wir mit unseren längst abgestumpften Sinnen, sie taten nichts anderes, als daß sie mit dem selbstverständlichen Fingerspitzengefühl des Naturmenschen das Besondere und Einmalige dieses Baumes erfaßten und ihm deshalb den ihm gebührende Rang gaben.

Deshalb war er ihnen heilig, deshalb erwählten sie sein Geäst, seine himmelwärts strebende Krone, zum geheiligten Schutzdach ihrer Gerichtstage, deshalb umtanzten sie seinen von Bienen und Käfern umsummten Stamm bei ihren heiteren Volksfesten, deshalb gab es kein Dorf, ja fast kein Bauernhaus, keinen Friedhof ohne Linde. Denn er war ihr „Friede- und Freudenbaum". Aus diesem Grunde wurden auch zur Erinnerung an große Ereignisse fast stets Linden angepflanzt. An ihren heiligen Stamm hängte man Heiligenbilder, glaubte aus dem Rauschen ihres üppigen Laubdaches prophetische Worte herauszuhören und erkor sie zu Blut- und Femestätten. Rast unter einer Linde ist Symbol der Ruhe und der inneren Sammlung. Und weil sie an Alter und Dauerhaftigkeit alle Brüder und Schwestern übertrifft, setzte man sie an Gemarkungen und auf die Wälle der Festungen. Denn selbst der Blitz konnte ihr, der heiligen, nichts anhaben. Sie schützte Mensch und Vieh vor dem Groll des Donners.

Und das alles, obwohl ihr Holz im Vergleich mit dem aller anderen Bäume wenig brauchbar ist. Denn nur der Drechsler freut sich über ihr weißes und weiches, leichtes und zähes Holz. Aber gerade aus diesem Holz mußten die Geräte sein, die der Volksglaube beim Schatzgraben, beim Suchen nach geheimnisvoll wirkenden Kräutern benutzte. Ebenso Amulette.

Der Bast der Linde diente schon in der Frühzeit Europas, sowohl bei Germanen wie bei Slawen, zur Herstellung von Stricken und Flechtwerk, Garn, Hüten und Schuhen (Rußland). Man schrieb auch auf Lindenbast. Vielleicht kommt daher der Name „Linde", weil eben ihr Bast so biegsam, nachgiebig, zart, dünn, also „lind" ist. Auch Farbstoff — die Vicognefarbe und rosarote Lackfarbe — lieferte der Bast. Derselbe Bast, mit dem man am sichersten Besessene und Tobsüchtige und Tiere fesseln zu können glaubte, oder den man als Schutz gegen bösen Blick und sonstigen Zauber auf der Brust zu tragen pflegte. Lindzweige dagegen vertrieben, über der Stalltür angebracht, Hexen, über der Haustür am Johannistage (3.—24. 6.) vor Sonnenaufgang festgemacht, schützten vor Einbruch und räuberischem Gesindel. Noch heute gilt der durch Klopfen aus frischem Lindenbast gewonnene Schleim als wirksames Mittel bei der Behandlung von Wunden und Geschwüren.

Lindenholzkohle verwandte man früher für Schießpulver, zum Zeichnen und als — Zahnputzmittel! Aber auch als Mittel gegen chronische Hautkrankheiten und Drüsenanschwellungen, zur Beseitigung übel riechenden Atems, zur Bekämpfung von Krampfhusten, Blähungen, Nachtschweiß und Fieber. Die Homöopathie greift auf Lindenholzkohle und die aus frischen Blüten gewonnene Essenz bei Frauenkrankheiten, Blasenschwäche, Nesselsucht und Rheumatismus zurück (Kroeber „Das neuzeitliche Kräuterbuch").

Lindenasche muß man aufs Feld streuen, will man Ungeziefer vernichten.

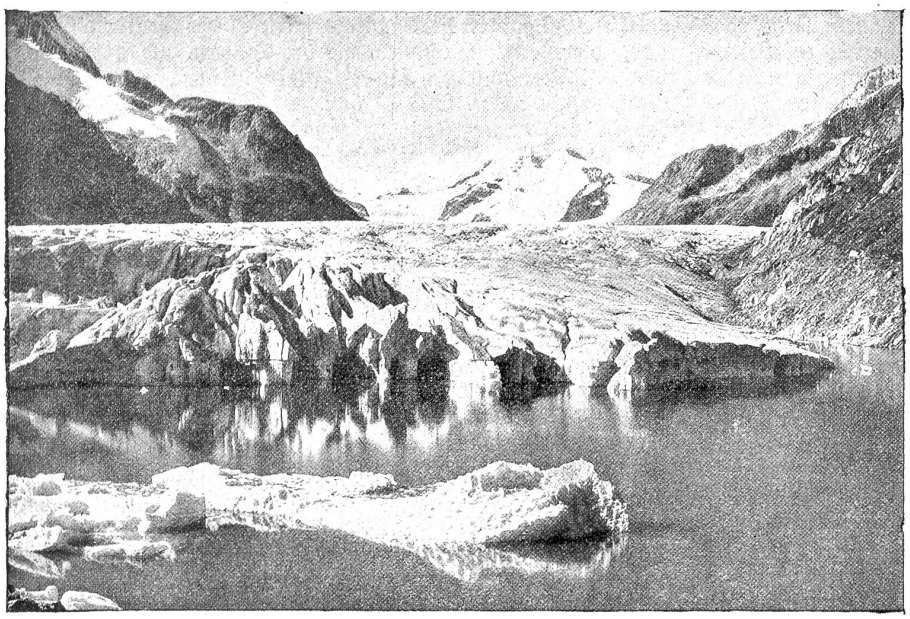
Dagegen kannte man das Wundermittel des Lindenblütentees in früher Zeit noch nicht. Wohl gewann man durch Destillation einen Weingeist, das Lindenblütenwasser, das bei epileptischen Anfällen gut sein, Kopfschmerzen lindern, den Haarwuchs befördern, Sommersprossen und Runzeln beseitigen sollte. Wohl zapfte man die Linde ähnlich wie die Birke an. Aber erst der Weltkrieg machte den Lindenblütentee zum Familiengetränk. Wie gut er schmeckt und wie noch besser er wirkt, das weiß wohl heute jeder von uns.

Daß die Früchte ein den Mandeln ähnliches Oel und einen guten und starken Branntwein liefern, dürfte weniger bekannt sein. Auch die Fettnutzung — die Linde gehört zu den sogenannten Fettbäumen — trat wegen technischer Schwierigkeiten in den Hintergrund.

Uebrigens liefert nicht die in den städtischen Anlagen zu findende Sommerlinde, sondern die in Wäldern, in Dörfern und an Landstraßen wachsende und 14 Tage später blühende Winterlinde den Lindenblütentee, jedenfalls die „bessere" Sorte, wie sie auch stärker duftet.

In der Blumensprache bezeichnet die Lindenblüte den ersten Seufzer der Liebe. Aber wenn die Linde auch der Liebesgöttin geweiht war, dürfte jener einmal gemachte Vorschlag, Lindenblütenfünfuhrtees zu veranstalten, um das Herz der Liebsten zu erwärmen, trotz der unzweifelhaften schweißtreibenden Wirkung dieses Getränks reichlich abwegig sein. Selbst die zahllosen Lindenkonditoreien und „Gasthöfe zu den drei Linden" in den noch unzähligeren Lindenstraßen und -alleen dürften dagegen sein. Denn in gewisser Beziehung mindert dieser Trank die von allen Dichtern und Verseschmieden besungene Poesie der Lindenblüte, weil man zu sehr an Grippe, Husten und Heiserkeit, an Umschläge und unschöne Gurgelübungen erinnert wird, was wieder nicht nur der Linde ihre Melodie, sondern auch dem Sommer seinen Zauber raubt.

Die Linde erreicht zwar nicht das höchste Alter, sie wird „nur" 1000 Jahre alt, während der Wachholder das doppelte, die Eibe ein dreifaches Alter erreicht und der Drachenbaum von Teneriffa sogar auf ein 6000jähriges Alter zurückblickt, aber sie übertrifft fast alle an Dauerhaftigkeit. Denn selbst wenn ihr Kern morsch zu werden



Der Märjelensee am Aletschgletscher. (Phot. Wehrli, Zürich.)

beginnt, leidet darunter ihr Wachstum nicht. So entstanden wahre Prachtexemplare. Dazu gehörte jene innen hohle, mehrfach ausgebrannte Nürnberger Linde, durch die ein großer Mann hindurchschreiten kann. Dann die Linde zu Neustadt am Kocher, die schon 1392 sechzig Stützen brauchte. 1860 ruhte sie bereits auf über 100 und heute auf 112 Säulen. Auch die Linde an der Wallfahrtskirche zu Grimmenthal bei Meiningen gehört dazu. Eine Linde, die bestimmt ein altheidnisches Heiligtum war, ist die Edignalinde bei Puch in der Nähe von München. Heute ist sie das Ziel frommer Wallfahrer. Ein ähnlicher Riesenbaum steht auf der Insel Wörth im Staffelsee. Man sieht den Riesen von der Zugspitze. Unter ihm fand man einen Schatz von 3000 altrömischen Bronzemünzen. „Nur" 17 Meter im Umfang mißt die schöne Linde am Staffelstein in Franken. Seltsam im Wuchs ist die alte Eichendorfflinde im Park von Lubowitz bei Ratibor. An Menno Simons, den Gründer der Mennoniten-Sekte (16. Jahrhundert) erinnert die Menno-Linde, die vor der „Weißen Kate", dem Zufluchtsort Simons', bei Bad Oldesloe in Südholstein steht. Schließen wir mit der bekannten Linde von Freiburg, die heute 459 Jahre alt ist; denn sie wurde zur Erinnerung an den Sieg über die Burgunder nach der Schlacht bei Murten (22. Juni 1476) gepflanzt. Die Baumgreisin muß mit Zementstützen und Eisenstangen aufrecht erhalten werden, so recht ein Symbol der Vergänglichkeit.

Dr. Leo Koszella.

Die Gletscherseen im Wallis.

Von Dr. Fritz C. Moser.

Furcht und Schrecken der Talbewohner von Wallis bildeten während vielen Jahrhunderten die zuoberst in den Tälern lauernden und plötzlich eines Tages tückisch losbrechenden und allen Wohlstand, alle Früchte des Arbeitsfleißes vernichtenden Gletscherseen.

In einer Bucht seitlich des großen Aletschgletschers liegt, 2350 Meter über Meer, von hohen Felsen und den Eismassen des Gletschers eingeschlossen, der bekannte Märjelensee. Eisblöcke schwimmen auf dem tiefblauen Wasser des Sees, dessen Inhalt früher oft 10 Millionen Kubikmeter fassen mochte. Von Zeit zu Zeit, besonders nach heißen Sommern, pflegte sich diese ungeheure Wassermasse ihren Weg durch den Gletscher zu nehmen und stürzte verheerend zu Tal, weithin den Schrecken und die Zerstörung tragend. Prof. John Tyndall, der berühmte Physiker, der am 2. August 1872 einer Entleerung des Märjelensees beiwohnte, gibt uns eine anschauliche Schilderung davon. Der durch den Ausfluß des Wassers verursachte Lärm und das Getümmel waren so fürchterlich, daß man gut an die alte Naterser Sage vom „Rollibock" glauben mochte. Diese erzählt nämlich, ein schrecklicher Bozo, der „Rollibock", breche, einmal geneckt oder geplagt, plötzlich mit fürchterlichem Getöse aus dem Aletschgletscher hervor. Der schnellste Läufer könne ihm nicht entfliehen und wen er erfasse, den zermalme er zu Staub. Seine Gestalt soll die eines Bockes mit großen Hörnern und feurigen Augen sein, und sein Leib sei, statt daß er Haare besitze, mit Eisschollen behängt. Sand, Steine und Tannen reiße er mit den Hörnern auf und schleudere sie wütend hoch in die Luft.

Das mochte so ziemlich alles auf den Ausbruch des Märjelensees zutreffen. Dieser soll, wie Lütschg in seinem Buche „Der Märjelensee" erzählt, nach der Ueberlieferung in den Jahren 1579 und 1653 ausgebrochen sein. 1682 zeichnete Lambien auf seiner Walliserkarte den Märjelensee zum erstenmal ein, und zwar genau, und Gruner lieferte erstmals 1760 eine Beschreibung des Sees und seines Ausbruches: „Da wo dieser Eisschrund (gemeint ist das Aletschtal) obenher Naters ausläuft, ist es sehr breit und das Eis von ungemeiner Dichte, mit hochaufgestellten Eiszacken versehen. Aus demselben entsteht ein beträchtlicher See, der oft viel Wesens macht, wenn das Eis schmilzt, indem er zwischen den Bergschründen, die ihn einschließen, oft jählings losbricht." Der See entleerte sich dann jeweilen in 2—3 Tagen bis auf den Grund. Erstmals beglaubigt ist eine Entleerung durch die Aussage eines Walliser Sennen im August 1813. Dann wird uns noch von Ausbrüchen 1872, 1878 und 1884 berichtet. Seither hat man den Seeabfluß erweitert, sodaß das Volk im Tale vor Katastrophen verschont bleibt. Der See, der der Gemeinde Fieschertal gehört, bildet noch immer einen beliebten Anziehungspunkt für viele Wallisreisende.

Wer das Gebiet von Mattmark zuoberst im Saastal besucht, kann sich einen Begriff machen von der ungeheuren Zerstörungswut, die ehemals im Gletschersee von Mattmark lag. Dieser wurde dadurch gebildet, daß der vorrückende Allalingletscher auf der Meereshöhe 2083 Meter sich quer über den schmalen Taleinschnitt an die gegenüberliegende Felswand herabschob und der Saaservisp den Abfluß verriegelte. Die Schmelzwasser des Berg- und Gletschergebietes ob Mattmark begannen einen See zu bilden, der schließlich bis zur Distelalp hinaufreichte und eine ganz ungeheure Wassermasse faßte. Diese zerdrückte dann eines Tages plötzlich die ungeheure Eisbarriere des Allalingletschers und fegte alles vernichtend und zermalmend durch das Saastal nach Visp hinab. Die Walliserannalen und die Chronik des Peter Zurbriggen von Saas wissen zu berichten, daß 1626, 1630, 1633, 1680, 1733, 1740, 1752, Weihnachten 1755, 1764, 1766, 1772, 1777, 1808 und 1828 der See von „Montmort" ausgebrochen sei. Zurbriggen schildert dessen Ausbruch und die Folgen daraus anschaulich: „Anno 1680 war der zweite Seeausbruch, der See ging in Mattmarg bis zu den Hütten, der ganze Grund